

habe bereits fünfundzwanzig Blätter gelesen, das heißt verschlungen.“

„Er hat fünfundzwanzigmal das Gift gekostet,“ dachte Franz. „Mein Bruder ist todt!“

Dann meinte er, es gäbe einen Gott im Himmel, der vielleicht nicht der Zufall wäre.

Franz trocknete mit seiner zitternden Hand den Schweiß ab, der in großen Tropfen auf seiner Stirne stand, und wartete schweigend, wie ihm sein Bruder befohlen hatte, bis er das Kapitel vollends gelesen hätte.

## II.

### Die Beize.

Karl las immer noch. In seiner Neugierde verschlang er das Buch, und jedes Blatt hing, wie gesagt, sey es wegen der Feuchtigkeit, der das Buch lange ausgefekt gewesen war, sey es aus einem andern Grunde, an dem folgenden Blatte.

Mengon betrachtete mit starrem Auge dieses furchtbare Schauspiel, dessen Entwicklung er allein vorherseh.

„Ah,“ murmelte er, „was geht denn hier vor? Wie! ich sollte abreisen, ich sollte mich verbannen, ich sollte einen eingebildeten Thron suchen, während Heinrich bei der ersten Kunde der Krankheit von Karl in irgend eine befestigte Stadt zwanzig Meilen von Paris zurückkehren würde, um auf diese Beute zu lauern, welche uns der Zufall preisgibt, und mit einem Schritt in der Hauptstadt seyn könnte, so daß, ehe der König von Polen nur Nachricht von dem Tode meines Bruders erhalten hätte, die Dynastie bereits verändert wäre; das ist unmöglich.“

Diese Gedanken beherrschten das erste Gefühl unwillführlichen Abscheus, das Franz antrieb, Karl zu-

rückzuhalten. Es war das beharrliche Geschick, das Heinrich zu bewachen und die Valois zu verfolgen schien, und gegen welches der Herzog noch einmal anzustreben versuchen wollte.

In einem Augenblicke änderte sich sein ganzer Plan in Beziehung auf Heinrich. Es war Karl und nicht Heinrich, der das vergiftete Buch gelesen hatte. Heinrich sollte sich entfernen, aber verurtheilt entfernen. Von dem Augenblick an, wo das Geschick ihn noch einmal rettete, mußte Heinrich bleiben, denn Heinrich war weniger zu fürchten als Gefangener in Vincennes oder in der Bastille, als wenn er König an der Spitze von dreißigtausend Mann gewesen wäre.

Der Herzog von Alençon ließ Karl sein Kapitel vollenden. Als der König aber das Haupt erhob, sagte er:

„Mein Bruder, ich wartete, weil Eure Majestät es mir so befohlen hatte, aber zu meinem großen Bedauern, da ich Euch Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen habe.“

„Ah, zum Teufel!“ sprach Karl, dessen Wangen sich allmählig purpurroth färbten, mochte er nun mit zu großem Eifer gelesen haben, oder fing das Gift bereits an zu wirken, „zum Teufel! wenn Du mir abermals von derselben Sache sprechen willst. Du gehst ab, wie der König von Polen abgegangen ist. Ich habe mich seiner entledigt, und werde mich Deiner entledigen; kein Wort mehr hierüber.“

„Mein Bruder,“ erwiderte Franz, „ich will auch nicht von meiner Abreise mit Euch sprechen, sondern von der eines Andern. Eure Majestät hat mich in meinem tiefsten, zartesten Gefühle verletzt, in meiner brüderlichen Ergebenheit für sie, in meiner Treue als Unterthan, und es liegt mir daran, ihr zu beweisen, daß ich kein Verräther bin.“

„Stille,“ sprach Karl, stützte sich mit dem Ellenbogen auf das Buch, kreuzte die Beine übereinander

und schaute Mençon wie ein Mann an, der gegen seine Gewohnheit einen Vorrath von Geduld sammelt, „stille, irgend ein neues Gerücht, irgend eine Beschuldigung am frühen Morgen?“

„Nein, Sire, eine Gewisheit, ein Complot, das mein lächerliches Zartgefühl allein Eurer Majestät zu enthüllen mich verhindert hatte.“

„Ein Complot?“ sagte Karl, „laßt Euer Complot hören!“

„Sire, während Eure Majestät am Flusse und in der Ebene des Besinet jagen wird, erreicht der König von Navarra den Wald von Saint-Germain. Eine Truppe von Freunden erwartet ihn in diesem Walde und soll mit ihm fliehen.“

„Ah! ich wußte es wohl,“ sprach Karl. „Abermals eine schöne Verleumdung gegen meinen armen Henriot. Werdet Ihr einmal ein Ende mit ihm machen?“

„Eure Majestät braucht wenigstens nicht lange zu warten, um sich zu versichern, ob das, was ich ihr zu sagen die Ehre gehabt habe, eine Verleumdung ist oder nicht.“

„Wie dies?“

„Diesen Abend wird unser Schwager abgereist seyn.“

Karl stand auf und sprach:

„Hört: ich will noch einmal Miene machen, als glaubte ich an Eure Erfindung; aber ich kündige Euch, Dir und Deiner Mutter, an, daß dieses Mal das letzte Mal ist.“

Dann die Stimme erhebend, fügte er bei:

„Man rufe den König von Navarra!“

Eine Wache machte eine Bewegung, um zu gehorchen; aber Franz hielt sie durch ein Zeichen zurück.

„Ein schlechtes Mittel, mein Bruder. Auf diese Art werdet Ihr nichts erfahren. Heinrich wird leugnen, ein Signal geben, seine Genossen sind gewarnt und verschwinden; dann wird man meine Mutter und mich

nicht nur der Geistesseherei, sondern auch der Verleumdung beschuldigen."

"Was verlangt Ihr also?"

"Daß mich Eure Majestät im Namen unserer Bruderliebe höre, daß sie im Namen meiner Ergebenheit, welche sie erkennen wird, nicht zu hastig verfare. Macht es so, Sire, daß der wahre Schuldige, daß derjenige, welcher Eure Majestät seit zwei Jahren in der Absicht verräth, bis er sie in der That verrathen kann, endlich durch einen unfehlbaren Beweis als schuldig erkannt und nach Verdienst bestraft wird."

Karl antwortete nicht. Er ging an ein Fenster und öffnete es. Das Blut stieg ihm zu Kopfe.

Endlich wandte er sich um und sagte:

"Nun, was würdet Ihr thun? Sprecht, Franz."

"Sire, ich würde den Wald von Saint-Germain durch drei Abtheilungen Chevauxlegers umstellen, die zu einer verabredeten Stunde, um eils Uhr etwa, sich in Marsch zu setzen und Alles, was sich im Walde befindet, an dem Pavillon von Franz I. zusammen zu treiben hätten, den ich wie durch Zufall als Sammelplatz für das Mittagessen bezeichnen würde. Dann, wenn ich, während ich den Schein hätte, als folgte ich meinem Falken, Heinrich sich entfernen sehen würde, ritte ich an den Sammelplatz, wo er mit allen seinen Genossen gefangen seyn wird."

"Der Gedanke ist gut; man lasse meinen Kapitän der Garden kommen."

Alençon zog aus seinem Wammse eine silberne, an einer goldnen Kette hängende Pfeife und pffiff.

Herr von Nancy erschien.

Karl ging auf ihn zu und gab ihm seine Befehle mit leiser Stimme.

Während dieser Zeit hatte sein großer Windhund Actäon eine Beute ergriffen, die er im Zimmer umherrollte und unter tausend tollen Sprüngen mit den Zähnen zerriß,

Karl wandte sich um und stieß einen furchtbaren

Fluch aus. Die Beute, welche Actäon gemacht, war das kostbare Jagdbuch, von dem es erwähnter Maßen nur drei Exemplare in der ganzen Welt gab.

Die Strafe kam dem Fehler gleich. Karl ergriff eine Peitsche. Der Riemen pfliff und umhüllte das Thier mit einem dreifachen Knoten. Actäon schrie laut auf und verschwand unter einem Tische, der mit einem ungeheuren Teppich bedeckt war und ihm als Zufluchtsort diente.

Karl hob das Buch auf und sah zu seiner großen Freude, daß nur ein Blatt fehlte, und dieses Blatt gehörte nicht einmal zum Text, sondern war ein Kupferstich.

Karl schloß das Buch sorgfältig in einen Schrank ein. Alençon schaute ihm unruhig zu. Er hätte gewünscht, daß dieses Buch, nun da seine furchtbare Sendung erfüllt war, aus den Händen von Karl gekommen wäre.

Es schlug sechs Uhr.

Dies war die Stunde, zu der der König in den Hof hinabkommen sollte, welcher sich bereits mit prächtig gezäumten Pferden, mit reichgekleideten Männern und Frauen gefüllt hatte. Die Jäger hielten ihre behaubten Falken auf den Fäusten. An einigen Piqueurs sah man Hörner, mit denen sie sich versehen hatten, falls der König, der Beize müde, wie ihm dies zuweilen begegnete, ein Reh oder einen Damhirsch hegen wollte.

Der König ging hinab, schloß aber zuvor sein Waffencabinet. Alençon folgte jeder seiner Bewegungen mit glühenden Blicken und sah ihn seinen Schlüssel in die Tasche stecken.

Die Treppe hinabsteigend blieb der König stille stehen, fuhr mit der Hand an die Stirne und sagte:

„Ich weiß nicht, was ich habe, aber ich fühle mich schwach.“

Die Beine des Herzogs von Alençon zitterten nicht weniger, als die des Königs.

„In der That.“ stammelte der Herzog, „es scheint mir, es ist stürmisch Wetter.“

„Sturm im Monat März?“ sagte Karl, „Ihr seyd ein Narr. Nein, ich habe Schwindel, meine Haut ist trocken, ich bin müde, das ist das Ganze.“

Dann fuhr er mit halber Stimme fort:

„Sie werden mich umbringen mit ihrem Haffe und ihren Complotten.“

Als er aber in den Hof trat, brachten die Morgenluft, das Geschrei der Jäger, die hundertfachen lärmenden Begrüßungen der Versammelten auf Karl die gewöhnliche Wirkung hervor.

Er athmete freier und lustiger.

Mit dem ersten Blicke suchte er Heinrich; dieser befand sich in der Nähe von Margarethe. Die zwei vortrefflichen Gatten schienen sich nicht einen Augenblick verlassen zu können, so sehr liebten sie sich.

Als Heinrich den König erblickte, ließ er sein Pferd springen, und er war mit drei Courbetten seines Thieres bei seinem Schwager.

„Ah! ah!“ sagte Karl, „Ihr seyd zur Parforcejagd beritten, Henriot; doch Ihr wißt, daß wir heute eine Falkenjagd machen.“

Dann, ohne die Antwort abzuwarten, fuhr der König seine Stirne faltend und mit beinahe drohendem Tone fort:

„Auf, meine Herren, vorwärts, wir müssen um neun Uhr bei der Jagd seyn.“

Catharina betrachtete Alles dies aus einem Fenster des Louvre. Ein aufgehobener Vorhang gewährte ihrem bleichen, verschleierten Kopfe freien Raum, während der schwarz gekleidete Körper im Halbschatten verschwand.

Auf den Befehl von Karl dehnte sich diese ganze goldene, gestickte, parsumirte Menge, den König an der Spitze, aus, um durch die Pforten des Louvre zu ziehen, und wälzte sich wie eine Lawine auf die Straße nach Saint-Germain, mitten unter dem Geschrei des Volkes, das

seinen jungen König begrüßte, welcher sorgenvoll, nachdenkend, auf seinem schneeweißen Pferde einharrt.

„Was hat er Euch gesagt?“ fragte Margarethe Heinrich.

„Er hat mir über die Schönheit meines Pferdes ein Compliment gemacht.“

„Sonst nichts?“

„Sonst nichts.“

„Dann weiß er etwas.“

„Ich befürchte es.“

„Wir müssen auf unserer Hut sehn.“

Heinrich erleuchtete sein Gesicht mit jenem feinen Lächeln, das bei ihm Gewohnheit war und für Margarethe besonders bedeutete: „Seyd unbesorgt, meine Theure.“

Raum hatte der Zug den Hof des Louvre verlassen, als sich Catharina von dem Vorhange zurückzog.

Eines war ihr jedoch nicht entgangen: sie hatte die Blässe von Heinrich, seine Nervenzuckungen, seine leisen Unterredungen mit Margarethe wahrgenommen.

Heinrich war bleich, weil sein Blut, da er nicht den sanguinischen Muth besaß, unter allen Umständen, wo sein Leben auf das Spiel gesetzt war, statt ihm in den Kopf zu steigen, zum Herzen zurückströmte.

Er hatte Nervenzuckungen, weil die Art, wie ihn Karl empfangen, so verschieden von dem Empfange, der ihm gewöhnlich von dem König zu Theil wurde, einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Er hatte sich mit Margarethe besprochen, weil, wie wir wissen, von dem Manne und der Frau in politischer Hinsicht eine Offensive- und Defensivallianz abgeschlossen worden war.

Catharina aber erklärte sich die Dinge ganz anders.

„Diesmal,“ murmelte sie mit ihrem florentinischen Lächeln, „diesmal wird der theure Henriot wohl hängen bleiben.“

Nachdem sie eine Viertelstunde gewartet hatte, um

der ganzen Jagd Zeit zu lassen, sich aus Paris zu entfernen, ging sie, um sich von der Sache selbst zu überzeugen, aus ihrem Zimmer, schritt durch den Gang, stieg die kleine Wendeltreppe hinauf und öffnete mit Hülfe ihres doppelten Schlüssels die Wohnung des Königs von Navarra.

Aber vergebens suchte sie in der ganzen Wohnung das Buch, vergebens ging ihr glühender Blick von den Tischen zu den Stühlen, von den Stühlen zu den Pulsten, von den Pulsten zu den Fächern, von den Fächern zu den Schränken über; nirgends gewahrte sie, was sie suchte.

„Er hat es ohne Zweifel in irgend einen Schrank eingeschlossen,“ sagte sie, „und wenn er es noch nicht gelesen hat, so wird er es lesen.“

Und sie stieg wieder hinab, diesmal fest überzeugt, ihr Plan wäre gelungen.

Der König verfolgte mittlerweile den Weg nach Saint-Germain, wo er nach anderthalb Stunden scharfen Rittes anlangte; man begab sich nicht einmal zu dem alten Schlosse, das sich mitten unter den auf dem Berge zerstreuten Häusern erhob. Man zog über die hölzerne Brücke, welche damals vor dem Baume lag, den man noch heut' zu Tage die Sully's-Giche nennt. Dann machte man den geschmückten Barken, welche der Jagd folgten, ein Zeichen damit der König und die Leute seines Hofes leichter über den Fluß gelangen könnten sich in Bewegung zu setzen.

In einem Augenblick bewegte sich diese ganze lustige, von so verschiedenartigen Interessen belebte, Jugend auf dem herrlichen Wiesgrunde, der von der waldigen Höhe von Saint-Germain herabläuft und plötzlich das Aussehen einer großen Stickerie mit buntscheckigen, tausendfarbigen Personen bekam, wobei der an seinem Ufer schäumende Fluß die silberne Franse bildete.

Vor dem König, der auf seinem weißen Roße seinen Lieblingsfalken auf der Faust einherritt, mar-

schirten die Jägerbursche mit grauen Wämmsern und hohen Stiefeln, welche, ein halbes Duzend Hunde mit der Stimme beherrschend, die Rohre am Ufer niedertraten.

In diesem Augenblick kam plötzlich die bis jetzt hinter Wolken verborgene Sonne aus dem düstern Ocean hervor, in den sie getaucht war. Ein Strahl ihres Lichtes beleuchtete all' dieses Gold, alle diese Juwelen, alle diese glühenden Augen, und aus dem ganzen Lichte wurde ein Feuerstrom.

Jetzt, und als hätte er nur diesen Moment erwartet, damit eine schöne Sonne seine Niederlage beleuchte, erhob sich ein Reiher, einen langen, klagenden Schrei ausstoßend, mitten aus dem Schilf.

„Haw! haw!“ rief Karl, seinem Falken die Haube abziehend und ihn dem Flüchtling nachwerfend.

„Haw! haw!“ rief man einstimmig, um den Vogel zu erimuthigen.

Einen Augenblick von dem Lichte geblendet, drehte sich der Falke gleichsam um sich selbst und beschrieb einen Kreis, ohne vorzurücken oder zurückzuweichen; dann erblickte er plötzlich den Reiher und nahm rasch seinen Flug in der Richtung desselben.

Der Reiher aber, der sich als ein kluger Vogel auf mehr als hundert Schritte von den Jägerburschen erhob, hatte, während der König seinem Falken die Haube abnahm und dieser sich an das Licht gewöhnte, Raum oder vielmehr Höhe gewonnen. So kam es, daß er, als ihn sein Feind erblickte, mehr als fünf hundert Schritte entfernt war, und da er in den höheren Zonen die für seine mächtigen Flügel erforderliche Luft fand, stieg er rasch empor.

„Haw! haw! Bec=de=Ter,“ rief Karl seinen Falken erimuthigend, „beweise uns, daß du Race hast. Haw! haw!“

Das edle Thier schoß, als hätte es diese Erimuthigung verstanden, wie ein Pfeil fort, wobei es eine

schräge Linie verfolgte, welche in die senkrechte Linie auslaufen sollte, die der Reiher nahm, der fortwährend stieg, als wollte er im Aether verschwinden.

„Ah! zweifacher Feigling,“ rief Karl, als hätte ihn der Flüchtige hören können, setzte sein Pferd in Galopp und folgte der Jagd, so gut er konnte, wobei er den Kopf zurücklegte, um die zwei Vögel nicht eine Sekunde aus dem Auge zu verlieren. „Ah! zweifacher Feigling du fliehst. Aber Bec-de-Fer hat Race; warte! warte! haw! Bec-de-Fer, haw!“

Der Kampf war wirklich interessant; die zwei Vögel näherten sich einander, oder vielmehr der Falke näherte sich dem Reiher. Es fragte sich nur, wer bei diesem ersten Angriff die Oberhand behalten würde.

Die Furcht hatte bessere Flügel, als der Wuth.

Von seinem Fluge fortgerissen schloß der Falke unter dem Bauche des Reihers durch, den er hätte beherrschen sollen. Der Reiher benützte seine Ueberlegenheit und brachte ihm einen Schlag mit seinem langen Schnabel bei.

Wie von einem Dolchstoße getroffen, machte der Falke ganz betäubt drei Wendungen um sich selbst, und man hätte einen Augenblick glauben sollen, er werde sich herablassen. Aber wie ein verwundeter Krieger, der sich furchtbarer erhebt, stieß er einen schrillen, drohenden Schrei aus und nahm seinen Flug wieder nach dem Reiher.

Der Reiher hatte seinen Vorthheil benützt und die Richtung seines Fluges verändernd eine Biegung gegen den Wald gemacht, wobei er diesmal Raum zu gewinnen und durch die Entfernung statt durch die Höhe zu entkommen suchte.

Aber sein Verfolger war von edler Race und hatte den Flügelschlag eines Geierfalken. Er wiederholte dasselbe Manoeuvre und flog schräge auf den Reiher zu, der zwei oder drei Angstschreie ausstieß und senkrecht sich zu erheben suchte, wie er es das erste Mal gethan hatte.

Raum waren zehn Sekunden in diesem doppelten Kampfe hingegangen, als die zwei Vögel in den Wolken zu verschwinden schienen. Der Reiher war kaum noch so groß wie eine Lerche, und der Falke erschien wie ein schwarzer Punkt, der jeden Augenblick unmerklicher wurde.

Karl und sein Hof folgten den zwei Vögeln nur noch mit dem Blicke. Jeder war, die Augen auf den Flüchtling und seinen Verfolger geheftet, an seinem Platze geblieben.

„Bravo! bravo! Bec-de-Fer!“ rief plötzlich der König. „Seht, seht, meine Herren, er hat die Oberhand. Haw! Haw!“

„Meiner Treue, ich gestehe, daß ich weder den einen, noch den andern sehe,“ sprach Heinrich.

„Ich auch nicht,“ sagte Margarethe.

„Ja, aber wenn Du sie nicht siehst, Henriot, so kannst Du sie doch noch hören,“ versetzte Karl, „den Reiher wenigstens. Hörst Du, hörst Du, er bittet um Gnade!“

Es stiegen in der That einige Klageschreie, die nur ein geübtes Ohr aufzufassen vermochte, vom Himmel zur Erde herab.

„Schau! schau!“ rief Karl, „und Du wirst sie so gleich schneller herabsinken sehen, als sie hinaufgestiegen sind.“

Als der König diese Worte sprach, erschienen die zwei Vögel wirklich allmählig wieder. Es waren nur zwei schwarze Punkte, aber an der Verschiedenheit der Größe dieser Punkte konnte man leicht sehen, daß der Falke oben auf war.

„Seht! seht!“ rief Karl, „Bec-de-Fer hält ihn.“

Von dem Raubvogel beherrscht, versuchte es der Reiher nicht einmal mehr, sich zu vertheidigen. Er sank rasch herab, beständig von dem Falken geschlagen und nur durch sein Geschrei antwortend. Plötzlich zog er die Flügel zusammen und ließ sich wie einen Stein

herabfallen; aber sein Gegner that dasselbe, und als der Flüchtling wieder seinen Flug nehmen wollte, betäubte ihn ein letzter Flügelschlag; er setzte seinen Sturz sich um sich selbst drehend fort, und in dem Augenblick, wo er die Erde berührte, ließ sich der Falke auf ihn nieder und stieß ein Siegesgeschrei aus, welches das Niederlagsgeschrei des Bestegten bedeckte.

„Zum Falken! zum Falken!“ rief Karl und sprengte in der Richtung der Stelle fort, wo die zwei Vögel niedergefallen waren.

Aber plötzlich parirte er sein Roß, stieß einen Schrei aus, ließ den Zügel los und klammerte sich mit einer Hand an die Mähne seines Pferdes an, während er mit der andern nach seinem Wagen griff, als hätte es seine Eingeweide zerreißen wollen.

Bei diesem Schrei eilten alle Höflinge herbei.

„Es ist nichts, es ist nichts,“ sagte Karl, das Gesicht entflammt, die Augen wild, verstört; „es kam mir nur vor, als ob ein glühendes Eisen durch meinen Magen dränge. — Geht, geht, es ist nichts.“

Und er setzte sein Pferd abermals in Galopp.

Alençon erbleichte.

„Was gibt es denn wieder?“ fragte Heinrich seine Gemahlin.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Margarethe. „Doch habt Ihr meinen Bruder gesehen? er war purpurroth.“

„Es ist sonst nicht seine Gewohnheit,“ sagte Heinrich.

Die Höflinge schauten einander erstaunt an und folgten dem König.

Man gelangte zu der Stelle, wo sich die zwei Vögel niedergelassen hatten. Der Falke zerhackte bereits das Gehirn des Reiheres.

Karl sprang von seinem Pferde, um den Kampf näher zu betrachten.

Als er aber die Erde berührte, war er genöthigt, sich am Sattel zu halten, denn der Boden drehte sich

um ihn. Er fühlte einen gewaltigen Drang, sich zu erbrechen.

„Mein Bruder! mein Bruder!“ rief Margarethe, „was habt Ihr?“

„Ich habe,“ erwiderte Karl, „was Porcia haben mußte, als sie die glühenden Kohlen verschluckt hatte; ich brenne und es ist mir, als stünde mein Athem in Flammen.“

In demselben Augenblick stieß Karl seinen Athem aus und schien erstaunt, daß er kein Feuer aus seinen Lippen hervorkommen sah.

Man hatte indessen den Falken wieder aufgenommen und behaupt und alle Welt war um Karl versammelt.

„Nun, nun, was soll das bedeuten? Beim Leibe Christi, es ist nichts oder wenn es etwas ist, so sprengt mir die Sonne den Kopf und höhlt meine Augen aus. Vorwärts, zur Jagd, meine Herren. Hier ist eine ganze Compagnie von jungen Wildenten. Laßt Alles los! Corboeuf, wir wollen uns belustigen.“

Man nahm wirklich fünf bis sechs Falken die Hauben ab, schleuderte sie und sie schossen in der Richtung des Wildprets fort, während die ganze Jagd abermals das Ufer des Flusses erreichte.

„Nun, was sagt Ihr, Madame?“ fragte Heinrich seine Gemahlin.

„Daß der Augenblick günstig ist,“ erwiderte Margarethe, „und daß wir, wenn sich der König nicht umwendet, von hier aus leicht zum Walde gelangen können.“

Heinrich rief den Jägerburschen, der den Reiher trug, und während die lärmende, vergoldete Lauwine sich auf der Böschung fortwälzte, welche gegenwärtig die Terrasse bildet, blieb er allein zurück, dem Anscheine nach, um den Leichnam des Besiegten zu untersuchen.

In diesem Augenblick, und als wollte er ihm zu Hülfe kommen, erhob sich ein Fasan.

Heinrich ließ seinen Falken los; er hatte, um sich

von der allgemeinen Jagd zu entfernen, den Vorwand einer besondern Jagd.

### III.

#### Der Pavillon von Franz I.

Es war etwas Schönes um die Falkenjagd, durch Könige gemacht, besonders als Könige noch beinahe Halbgötter waren und die Jagd nicht allein zu den Vergnügungen, sondern zu den Künsten gehörte.

Nichtsdestoweniger müssen wir dieses königliche Schauspiel verlassen, um an einen Ort des Waldes zu dringen, wo alle Schauspieler der Scene, die wir so eben erzählt haben, bald wieder zu uns kommen werden.

Rechts von der Allee des Violettes, einer langen Arcade von Laubwerk, wo unter den Lavendeln und Heidekräutern ein Hase unruhig von Zeit zu Zeit die Ohren spitzt, während der Hirsch mit hohem Gezeih die Nasenlöcher aufsperrt und horcht, ist eine Lichtung, weit genug entfernt, um von der Straße aus nicht gesehen zu werden, aber doch nicht ferne genug, daß man von dieser Lichtung aus die Straße nicht sehen sollte.

Mitten in dieser Lichtung lagen zwei Männer auf dem Rasen; sie hatten unter sich einen Reisemantel, an ihrer Seite ein langes Schwert und in ihrer Nähe, jeder eine Muskete mit ausgeschweiftem Schlunde, damals Poitrinal genannt. Nach der Eleganz ihrer Tracht glichen sie von Ferne den lustigen Plauderern des Decameron, von Nahem aber durch das Bedrohliche ihrer Waffen jenen Banditen, welche Salvator Rosa hundert Jahre später auf seinen Landschaften nach der Natur malte.